

Das Leiden mit den 1000 Namen

„Helen“ heißt der Film, der die Krankheit Depression auf die Leinwand bringt. Ein Kinobesuch mit einer Betroffenen

Stephan Hermsen

Essen. Jane Splett-Bambynek atmet tief durch, als sie aus dem Kino kommt. „Harte Kost“, sagt sie. „Vor zwei Jahren hätte ich diesen Film noch nicht gucken können.“ Das Drama heißt „Helen“ und es macht ihre Krankheit zum Thema. Jene Krankheit, die auch Robert Enke tötete – Depression. Jane Splett-Bambynek machte vor zwei Jahren erstmals ihre Krankheit öffentlich. „Eine spontane Entscheidung“, sagt sie. Gefällt in der ersten Pressekonferenz des Essener Bündnisses gegen Depression. Dabei hätte sie sich so gut hinter ihrer Funktion verstecken können: Die 50-Jährige ist Verwaltungschefin der Klinik des Landschaftsverbandes Rheinland.

Verwaltungschefin einer Klinik für psychisch Kranke

Eine Klinik, die sich auch um psychisch Kranke kümmert. Verwaltungschef – das ist meist ein Männerjob. Einer, in dem man keine Schwäche zeigt, sondern entscheidet. In dem es um Tausende Patienten, hunderte Mitarbeiter und etliche Millionen geht.

Jane Splett-Bambynek musste ihre Schwäche irgendwann eingestehen. Ihre Seele hatte dem Körper eine klassische Managerkrankheit aufgeprägt. Doch die Ärzte sagten ihr: „Nein, das ist kein Herzinfarkt. Körperlich sind sie völlig gesund, wir müssen mal den Neurologen holen.“ Eine Szene, die sich fast wortgleich mit der Helen aus dem Film deckt.

Die Aggression und die Ängste der Filmheldin hat sie in dieser Heftigkeit nicht gespürt. Aber dass ihr die Menschen ringsum zuviel wurden und die Stimmen zu spitz und jedes Geräusch zu laut – das kennt sie. „Dann kann man die Gegenwart anderer Menschen nicht ertragen und will doch nicht allein sein“, schildert sie ein Paradoxon der Depression. Und dass man ratlos vor dem Computer sitzt und nicht weiß, wo man anfangen soll und einem der Satz nicht mehr



„Vor zwei Jahren hätte ich diesen Film noch nicht gucken können.“ Jane Splett-Bambynek litt selbst unter Depressionen. Foto: Dennis Straßmeier

einfällt, den man gerade noch schreiben wollte. Manchmal erschien auch ihr der Tod wie der einzige Ausweg und nur der Gedanke an die Verantwortung für die drei Töchter hielt sie am Leben.

2005 kam der Zusammenbruch und der achtwöchige Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik. Es gelang ihr, sich die Krankheit einzugestehen. Die Ärzte nahmen ihr die unsagbare Angst, indem sie ihr

sagten: „Sie sind rechtzeitig gekommen. Sie werden wieder gesund.“ Es wurde ein langer Weg zurück, ohne Elektroschocks – die hätte sie notfalls auch akzeptiert. Aber mit Medikamenten und Gesprächstherapien. Die nimmt sie bis heute wahr, wenn sie spürt, dass die finsternen Wogen wiederkehren wollen.

die, ihre Krankheit öffentlich zu bekennen. In der Hoffnung, so weitere Leben zu retten.

Die Mathematikerin geht mit ihrer Erkrankung immer noch offensiv um, hält Vorträge und engagiert sich im Bündnis gegen Depression. Kürzlich, nach dem Freitod von Robert Enke, kamen doppelt so viele Zuhörer wie gewöhnlich. „Und es gab endlich Menschen, die über ihre Krankheit geredet haben“, erzählt sie. Das ist ungewöhnlich. Normalerweise wird rumgedrückt und ein Bekannter vorgeschoben. Für sie ist das ein gutes Zeichen. „Dann hätte der Tod von Robert Enke etwas bewirkt“.

Doch dazu kommt ihr Mut, ihre Krankheit öffentlich zu machen. Schüchterne und Halbmutige haben jetzt die Chance, sich die Symptome anzuschauen. Der Film heißt „Helen“. Er könnte auch in Köln, Essen und Münster spielen und „Jane“ heißen. Bald wird es eine Variante namens „Robert Enke“ geben. In der Realität aber trägt die Depression tausend Namen mehr.

So hat sie die beiden wichtigsten Entscheidungen nicht bereut: Die, ihre Krankheit vor sich selbst zu bekennen. Denn das hat ihr Leben gerettet. Und

www.buendnis-depression.de

HELEN – DER FILM

Eher Fallstudie als Familiendrama

„Vor zwei Jahren stattete die Hölle mir unerwartet Besuch ab.“ Mit diesem Zitat beginnt Filmemacherin Sandra Nettelbeck ihren Kinofilm „Helen“. Sowohl die Regisseurin als auch die starke Hauptdarstellerin Ashley Judd (Foto) kennen das Thema. Judd erkrankte an Depressionen, Nettelbeck verarbeitete in der deutsch-kanadischen Co-Produktion die Geschichte einer Freundin, die sich selbst tötete. Zehn Jahre brauchte sie, um das Geld für den Film zusammenzubekommen. Gedreht in und um Vancouver entstand ein beeindruckendes Porträt, bei der die Krankheitsgeschichte glaubwürdiger ist als die sehr grob geschnitzte Familienkonstellation



– da ist der Film eher Fallstudie als Familiendrama. Die Leere der Seele findet ihren Ausdruck in Bildern leerer Räume, weiten Landschaftsaufnahmen und der immer wieder suggestiv eingestreuten Musik. Das schafft immer wieder intensive Momente und Dialoge, besonders zwischen Helen und der gleichfalls depressiven Mathilda. Ein leises Porträt einer allzu stillen Krankheit. herm@NRZ

Aus der Geschichte gelernt

Aber sie hat aus ihrer Geschichte und der ihrer Familie gelernt. Sie weiß jetzt, dass Depression vererbbar ist und dass das Elternhaus eine Rolle spielte – „diese Mischung aus preußischer Strenge und tiefem Katholizismus.“ Sie hat für sich entdeckt, dass das biblische Gebot „Liebe deinen Nächsten“ noch einen zweiten Teil hat – die drei Worte „wie dich selbst“. Also macht sie pünktlich Feierabend – zugeben, nicht jeden Tag. Aber sie nimmt sich Zeit für Freunde, für Sport, für sich selbst.

So hat sie die beiden wichtigsten Entscheidungen nicht bereut: Die, ihre Krankheit vor sich selbst zu bekennen. Denn das hat ihr Leben gerettet. Und